

**BEITRÄGE  
ZUR THEMATIK ALBERT SCHWEITZER**

**Godofredo Stutzin**

Ein großer Verehrer Albert Schweitzers aus Chile

Godofredo Stutzin verließ Deutschland, als Hitler an die Macht kam. In Chile fand er eine neue Heimat. Lebte er vorher in der Großstadt Berlin, so siedelte er nach Santiago um. Hier arbeitete er als Rechtsanwalt.

Fast eine Insel, fast ein Paradies, so nannte er zwei seiner Bücher, die zum Ausdruck bringen, wie groß seine Liebe zu den Tieren und zur Natur ist.

Er war immer auf der Suche nach einem Stück Land. Er wollte eine Insel, die Tiere aufnehmen sollte, die in irgend einer Weise Opfer der bestehenden Ordnung wurden. Diese „Insel“ fand er gemeinsam mit seiner Frau, sie erhielt später den Namen P14 (Parzelle 14)

Für ihn war es fast eine Insel, fast ein Paradies.

In großer Ehrfurcht vor dem Leben fand er in Albert Schweitzer ein großes Vorbild. Heute ist Godofredo Stutzin selbst in dem hohen Alter, das auch Schweitzer erreichte.



## Die Grundlage: Der Geist Albert Schweitzers

In meinem Schlafzimmer hängt ein überlebensgroßes Bild Schweitzers. Sein von Sorgen, Arbeit und Willen geprägtes Gesicht ist von einem Tropenhelm gegen die Sonne Afrikas geschützt. Darunter steht: «Habt Ehrfurcht vor dem Leben auch der kleinsten Kreatur:» Dieser Satz enthält Schweitzers in Tiefe und Weite unbegrenztes Mitgefühl mit allen Lebewesen, auf das sich seine Ethik gründet. Sie verlangt von jedem Menschen, dass er dem Leben als etwas Höherem, gleich wie es sich auch zeigt, mit Ehrfurcht begegnet, dass er von der «veneratüö vitae» erfüllt ist.

Es ist die Würde des Lebens an sich, die wir ehren und deren Verletzung wir fürchten sollen,, weil wir selbst an ihr teilhaben. Aus dieser Gemeinsamkeit entspringt das Mitgefühl, das uns an alle Kreaturen bindet und uns zwingt, ihre Würde zu achten, wenn wir unsere eigene Würde nicht verlieren wollen. Schweitzers Ethik ist zwar seinem Christentum verbunden, gehört jedoch keiner Weltanschauung an: jeder kann auf seinem eigenen Wege zu ihr gelangen, das Entscheidende ist nur, ihr im Tun und Lassen Folge zu leisten. Zu diesem Zwecke untersteht der Mensch seinem

Verantwortungsgefühl: er ist voll verantwortlich für alles, was er tut oder nicht tut in seiner Beziehung zu jedem Lebewesen. Er muss von Fall zu Fall sein ethisches Bewusstsein befragen, ob seine Haltung der Ehrfurcht vor dem Leben entspricht oder nicht. Bei dieser Befragung stößt er auf zwei Begrenzungen der Ehrfurcht vor dem Leben: die Notwendigkeit und das Mitleid. Schweitzer ist pragmatisch und erkennt diese Begrenzungen an, die sich aus der Problematik der Wirklichkeit ergeben. Der Mensch muss sich fragen, ob es im gegebenen Falle, z. B. zu seiner Ernährung, unbedingt notwendig ist, Tiere zu töten, oder ob er diese Verletzung der Ehrfurcht vor dem Leben vermeiden kann.

Schweitzer selbst war, wenigstens in Lambarene, Vegetarier; für ihn, wie für alle, die dem Fleischgenuss entsagen, war die Begrenzung der Notwendigkeit für die Ehrfurcht vor dem Leben nicht gegeben, soweit es sich um die Ernährung handelt. Die Frage erneuert sich, wenn es um den Genuss von Milch geht, denn diese kann nur durch die Geburt von Kälbern erzeugt werden, die später zum großen Teil getötet werden. Auch für die Benutzung von Leder stellt sich dieselbe Frage, die jeder Mensch für sich verantwortlich entscheiden muss. Die zweite Begrenzung, das Mitleid, geht von der Tatsache aus, dass in einem Großteil von Fällen das Leben eng mit dem Leiden verbunden ist. Wenn es sich dabei um Tiere handelt, gibt Schweitzer dem Mitleid den Vorrang vor der Ehrfurcht: die Beendigung des Lebens ist gerechtfertigt, falls dadurch das bestehende Leiden ein Ende findet oder dies voraussichtliche verhindert wird. Die Euthanasie, das heißt die schmerz- und angstfreie Tötung eines Tieres, ist mit dem Prinzip der Ehrfurcht vor dem Leben vereinbar, vorausgesetzt, dass diese «ultima ratio» nur ergriffen wird, wenn der Betreffende verantwortlich entschieden hat, dass keine andere Möglichkeit vorhanden ist, dem Leiden beizukommen. Jedem Tierfreund muss diese Entscheidung schwer fallen, denn er nimmt dadurch das Leiden einer Tötung auf sich. Nur so kann er wahrhaftig im Geiste Schweitzers handeln. In Lambarene hat Schweitzer seine schrankenlose Ethik persönlich vorgelebt. Seine Hilfe und Liebe wurden nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren zuteil. Dabei spielte das Mitgefühl, das Schweitzer von Kindheit auf allen Lebewesen gegenüber besaß, eine wesentliche Rolle: sein Geist der Ehrfurcht vor dem Leben ist nicht nur im Denken, sondern auch im Gefühl verankert: sein Einfühlungsvermögen zwingt ihn, sich in die Lage des Anderen zu versetzen, an seinem Erleben fühlend teilzunehmen, sich zu sagen: «tat twam asi», «das bist du».

Die Empathie mit den Tieren bestimmte Schweitzers Haltung in dem kleinen «Garten Eden», in den Lambarene sich entwickelt hatte: seine Hände, die den Patienten des Spitals Linderung und Heilung verliehen, behüteten und pflegten auch mit Sorgfalt die Kreaturen aller Art, die dort Aufnahme gefunden hatten: das verwaiste Gorillakind Cleopatra, die Katze Sizi, den Hund Tschütschü, die Pelikane Tristan und Parsifal, die Antilopen Erika und Leonie, die Wildschweine Thelma und Isabella und so viele andere vierbeinige und geflügelte Bewohner Lambarenes. Zu Schweitzers Lebzeiten war der Ort

am Ogowe ein Vorbild der Gemeinschaft von Mensch und Tier, in welchen sein Geist sich verkörpert hatte. Als solches hat er auch weiterhin weltweite Gültigkeit.

## **ALBERT SCHWEITZER UND DIE TIERE**

Es ist unmöglich, dem Geist und dem Herzen Albert Schweitzers näher zu kommen und sie zu erreichen, ohne die Welt der Tiere zu durchqueren. Die Bewohner dieser Welt spielen in Schweitzers Leben und Werk nicht eine Statistenrolle, sondern die Rolle von Hauptpersonen und Trägern der Handlung. Das Einfühlungsvermögen und die Mitleidsfähigkeit Schweitzers, die ihn seit seiner frühen Kindheit auszeichnen, kennen und anerkennen in keiner Weise die künstliche Grenzlinie, welche die menschliche Hybris quer über die biologische Landkarte gezogen hat, um das Tier namens Mensch von allen anderen Tierarten zu trennen. Intuitiv begreift schon der kleine Albert die wesentliche Einheit alles Lebendigen als etwas Natürliches und über jeden Zweifel Erhabenes. Das Leiden jedes Lebewesens erweckt sein Mitleid, d.h. seine Fähigkeit, an dem Leiden Anderer teilzunehmen. Sein Kindersinn versteht, ohne darüber nachzudenken, die Wahrheit von Jeremias Benthams Satz über die Tiere: «Die Frage ist nicht: können sie denken?, auch nicht: können sie sprechen?, sondern: können sie leiden?». In seinem Buch «Aus meiner Kindheit und Jugend» schreibt Schweitzer: «Solange ich zurückblicken kann, habe ich unter dem vielen Elend, das ich in der Welt sah, gelitten. ...Insbesondere litt ich darunter, dass die armen Tiere so viel Schmerz und Not auszustehen haben.» Obwohl er umgeben von Behaglichkeit und Liebe aufwächst, erhält Schweitzer durch sein tiefes Mitgefühl für fremdes Leid schon früh einen Einblick in «die Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten», die eine der Grundideen seines Denkens und Handelns sein wird. Denken und Handeln sind untrennbare Begriffe, wenn man von Albert Schweitzer spricht. Das Geheimnis der Macht seiner Persönlichkeit liegt in der Tatsache, dass der Denker Hand in Hand mit dem Mann der Tat einhergeht. Schon als Kind begnügt sich Schweitzer nicht damit, das traurige Schicksal der Tiere zu beklagen, sondern tritt, seine natürliche Schüchternheit bezwingend, als ihr Schützer auf, weil er begreift, wenn auch unbewusst, dass sein Mitgefühl ihm die Pflicht zu handeln auferlegt. Noch vor seinem fünften Geburtstag entschließt er sich, niemanden weniger als den Lieben Gott anzurufen. Seinem Abendgebet fügt er heimlich einen von ihm selbst verfassten Satz hinzu: «Lieber Gott, schütze und segne alles, was Odem hat, bewahre es vor allem Übel und lass' es ruhig schlafen».

Einige Jahre später, zur Osterzeit, wird der junge Albert von einem Freund aufgefordert, mit Schleudern auf Vögel zu schießen. «Dieser Vorschlag war mir schrecklich», schreibt Schweitzer, «aber ich wagte nicht zu widersprechen, aus Angst er könnte mich auslachen. So kamen wir in die Nähe eines kahlen Baumes, auf dem die Vögel, ohne sich vor uns zu fürchten, lieblich in den Morgen hinaus sangen. Sich wie ein jagender Indianer duckend, legte mein Begleiter einen Kiesel in die Schleuder und spannte sie. Seinem gebieterischen Blicke gehorchend, tat ich unter furchtbaren Gewissensbissen dasselbe, mir fest gelobend, daneben zu schießen. In demselben Augenblicke fingen die Kirchenglocken an, in den Sonnenschein und in den Gesang der Vögel hineinzuläutern. ...Für mich war es eine Stimme aus dem Himmel. Ich tat die Schleuder weg, scheuchte die Vögel auf, dass sie wegflogen, und floh nach Hause. Und immer wieder, wenn die Glocken der Passionszeit klingen, denke ich ergriffen und dankbar daran, wie sie mir damals das Gebot «Du sollst nicht töten» ins Herz geläutet haben. Von jenem Tag an habe ich gewagt, mich von der Menschenfurcht zu befreien.»

Dieses entscheidende Erlebnis seiner frühen Entwicklungsjahre bestimmt nicht nur das Verhalten des Mannes der Tat Schweitzer, sondern weist auch dem Denker Schweitzer das Kernproblem seiner Weltanschauung und Lebensphilosophie. Für ihn ist die Philosophie keine abstrakte Denkübung, sondern eine elementare Notwendigkeit, die Suche nach Antworten auf die konkreten Fragen, die sein Gewissen ihm stellt: wie kann ich das Bestehen und die Allgemeingültigkeit des moralischen Gesetzes erklären, das uns befiehlt, andere Lebewesen nicht zu töten und ihnen kein Leid zuzufügen? Und wie kann ich die positive Formulierung dieses Gesetzes rechtfertigen, die uns die Pflicht auferlegt, allen in Not befindlichen Wesen Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen? Mit dem Jahre

1899 beginnt daher Schweitzer, das bestehende philosophische Inventar zu untersuchen, um eine Formel zu entdecken, die sein Bedürfnis befriedigen und wie ein «Sesame» die Tür seines Verstandes zu der Wahrheit, die sein Gefühl vorwegnimmt, öffnen kann. Er findet nicht, was er sucht, und wird so zu einem Kritiker der ganzen Philosophie. «Die Tragödie der abendländischen Weltanschauung habe ich zu schreiben unternommen», lautet der erste Satz der Vorrede zu seinem Werk «Kultur und Ethik». Der wesentliche Bestandteil, den Schweitzer in den ihm sich bietenden philosophischen Formeln vermisst, ist die allumfassende ethische Substanz, das Prinzip der Einheit und Unteilbarkeit der lebendigen Welt und die sich daraus ergebende Einheit und Unteilbarkeit des für die Menschen gültigen moralischen Gesetzes. In einem kurzen Ausflug in die Philosophie des Orients findet Schweitzer zwar diese Ingredienz, jedoch aufgelöst in einer pessimistischen Weltanschauung, die ihm ebenso unannehmbar erscheint wie der zweifelsfreie Optimismus der meisten westlichen Philosophen.

Im September 1915 tritt der Wendepunkt ein: Schweitzer entdeckt endlich die Formel, die er so lange gesucht hat. Auf einer seiner Fahrten auf dem Ogowefluß, als sein Boot bei Sonnenuntergang eine friedlich ruhende Hippopotamuserde durchquert, offenbaren sich ihm plötzlich die Worte «Ehrfurcht vor dem Leben». Sogleich erkennt er in ihnen den Grundstein, den er benötigt, um sein Haus der unbegrenzten Ethik zu errichten, in dem nicht nur alle Menschen, sondern auch die Tiere, welche von der traditionellen Ethik ausgeschlossen waren, ihren rechtmäßigen Platz finden. Nun ist Schweitzer imstande, in Worte zu fassen, was er immer tief gefühlt hat: Ethik ist die Ehrfurcht vor dem Willen zu leben aller Lebewesen oder, anders gesagt, die unbegrenzte Verantwortlichkeit allem Lebendigen gegenüber.

Mit dieser Definition überschreitet Schweitzer den Rubikon des herkömmlichen Moralgesetzes, das der ethischen Verantwortung Schranken setzt, und begibt sich in ein Gebiet, in dem die schrankenlose Verantwortlichkeit Gebot ist. Damit verleiht er dem menschlichen Verantwortungsbewusstsein eine neue Dimension und eine neue Würde. Nicht nur denjenigen Wesen gegenüber, die wir als unseresgleichen erachten, sind wir moralisch verantwortlich, sondern auch in Bezug auf alle anderen, die wir aus unserer egozentrischen Sicht aufgrund irgendwelcher Merkmale als uns nicht ebenbürtig ansehen. Dabei können und dürfen wir nicht vergessen, dass der Platz «extra muros», außerhalb des Bereiches der konventionellen Ethik, den heute nur noch die Tiere einnehmen, gestern vor ihnen mit den Sklaven, Leibeigenen, Ungläubigen, Indianern, Negern und Angehörigen anderer als «untermenschlich» gestempelten Menschengruppen geteilt wurde, die alle «wie Tiere» behandelt und demnach gejagt, gequält und getötet wurden. Eine Ethik mit beschränkter Verantwortung versagt ihren Schutz nicht nur den so genannten vernunftlosen Wesen, sondern läuft Gefahr, auch Mitgliedern unserer angeblich vernunftbegabten Spezies, die aus irgendeinem Grund in Ungnade fallen, dieser Schutzlosigkeit auszusetzen. Nur eine Philosophie wie diejenige Schweitzers, die jede menschliche Handlung und jedes menschliche Unterlassen, durch welche ein anderes Lebewesen Schaden erleiden kann, so unbedeutend uns diese Kreatur auch erscheinen mag, der verantwortlichen Entscheidung des Obersten Gerichtshofes unseres Gewissens zwecks Prüfung auf Notwendigkeit unterwirft,- nur eine derartige, wahrhaft ethische Philosophie ist in der Lage, unserer Welt, der alle Lebewesen angehören, eine echte Hoffnung auf Gerechtigkeit und Frieden, oder zumindest auf Überleben, darzubieten.

Albert Schweitzer, der Menschenfreund, ist von Albert Schweitzer, dem Tierfreund, nicht zu trennen. Die Hände, welche den Patienten seines Spitals Linderung und Heilung verleihen und unzähligen Menschen Botschaften der Freundschaft und des Zutrauens zukommen lassen, sind dieselben Hände, die zärtlich die Katze Sizi, die Pelikane Tristan und Parsifal, die Antilopen Erika und Leonie, die Wildschweine Thelma und Isabella und die anderen vierbeinigen oder befiederten Einwohner Lambarenes streicheln. Alle sind für Schweitzer Mitglieder einer großen Familie; und diese Familie, geeint durch die Liebe, die er gab und empfing, wird auf immer bei ihm sein: in der Geschichte, in der Legende und in der Ausstrahlung seines Vorbildes in die dunkle und ungewisse Zukunft, die uns erwartet.

## Einführung

(1990)

Die Identität der Lebewesen beginnt mit den elementaren Lebensäußerungen, die ja auch bei uns Menschen den weitaus größeren Teil der normalen Tätigkeiten ausmachen: Essen, trinken, lieben, schlafen, dem Unangenehmen ausweichen und das Angenehme suchen, sich wehren gegen Angriffe und Gefahren und sich bemühen, zu überleben. Bei den uns nächststehenden Tieren kommt dann in steigendem Maße die Ähnlichkeit oder sogar Gleichheit der Empfindungen dazu: Freude und Schmerz, Zutrauen und Furcht, Liebe und Hass, Lust und Unlust, Interesse und Langeweile, Spieltrieb und Ruhebedürfnis und dergleichen mehr. Die Einfühlung in das andere Lebewesen ist auf jeder Stufe möglich. Wenn ich den Käfer im Schwimmbad strampeln sehe, spüre ich seinen Willen zum Leben und empfinde Genugtuung, wenn ich ihn herausfischen, ins Trockene setzen und beobachten kann, wie er langsam merkt, dass er gerettet ist, und davonkrabbelt. Die kleine Spinne in der Badewanne, die ich mit Mühe heraushole, bevor ich das Wasser einlasse, macht mir dieselbe Freude, wenn ich sehe, wie sie sich eifrig woanders ein neues Tätigkeitsfeld sucht. Auch die Schnecken, diese Problemkinder des Gartens, geben mir ein beruhigendes Gefühl, wenn ich sie einerseits aus den Blumenbeeten und Gemüseplantagen heraushole und in den grasbestandenen Teil der Insel umsiedele, sie andererseits aber sorgfältig von den Wegen entferne, damit sie nicht zertreten werden. Trotzdem kommt es immer wieder vor, dass ich eine unachtsam zermalme, was mir dann nicht nur Gewissensbisse verursacht, sondern mir auch rein physisch äußerst unangenehm ist.

Die Goldfische zu beobachten, wie sie blitzschnell ihre Nahrung schnappen, ebenso rapide hin- und herflitzen in ihrem Bassin und anscheinend friedlich und geordnet ihr Unterwasserdasein mit ausgeprägtem Gemeinschaftssinn führen, diese entspannende Zeitnutzung - nicht „Zeitvertreib“: Die Zeit zu vertreiben heißt, das Leben zu verjagen, denn wie ich einmal las, „time is the stuff life is made of“ - kann ich auch ausüben, seit die ersten drei Fische, 2 rote und 1 Albino, zu Inselbewohnern wurden. Inzwischen haben sie sich verzwanzigfacht, aber interessanterweise hat sich die Bevölkerung auf natürliche Weise stabilisiert, wie das ja im „unvernünftigen“ Tierreich ganz allgemein ist, zum Unterschied von der chaotisch-explosiven Vermehrung der „vernünftigen“ Menschheit. Ich bin froh, auch Fische in die Inselfamilie aufgenommen zu haben. Leider sind Bewohner des Wassers unter den Wirbeltieren diejenigen, die am wenigsten als lebende und fühlende Wesen angesehen und behandelt werden: Wie viele „Tierfreunde“ quälen nicht als Angler ohne Bedenken ihre schimmernden Opfer zu Tode!

Oft versuche ich, mir die Welt aus der Tierperspektive anzusehen, oder besser gesagt, vom Tierstandpunkt aus zu erfahren, was nicht immer mittels des Gesichtssinnes zu erkunden ist. So schließe ich gern die Augen, um das Geschehen um mich her nur mit Gehör und Geruch zu erfassen, womit ich mich der Erlebniswelt des Hundes und der Katze nähere, ohne diese allerdings in Folge meiner mangelhaften Hör- und Riechfähigkeiten im Geringsten zu erreichen. Manchmal lege ich mich lang auf den Boden und bemühe mich, Gras und Pflanzen vom Gesichtswinkel der Käfer oder der Schnecken zu beobachten. Auch krieche ich ab und zu auf einen Baum und bilde mir ein, ich sei ein Vogel, wobei mich dann oft der Wunsch überfällt, fliegen zu können, dieser Wunsch, der wie eine geheime Sehnsucht wohl in fast allen Menschen wohnt und sich in ihren Träumen äußert und Gestalt annimmt. Wir beneiden ja im Grunde die Vögel um ihre Losgelöstheit von der Erde, bewundern sie wegen ihrer Orientierungsfähigkeit und Flugausdauer und ahmen sie nach mit unseren schwerfälligen Flugapparaten, was uns allerdings nicht daran hindert, sie in Massen abzuschießen oder in enge Käfige zu sperren: So „menschlich“ handelt der Mensch in seinem dunklen Drange, anderen nicht zu gönnen, was ihm selbst versagt ist.

Was die Fischperspektive angeht, so kann ich sie leider hier auf der Insel nicht verwirklichen, denn in dem Becken der Goldfische kann ich nicht untertauchen; höchstens im Schwimmbad könnte ich unter Wasser einen minimalen Eindruck vom Weltbild der Fische bekommen, allerdings von einer unbelebten Welt. Aber ich versuche trotzdem, mich im Geiste in einen Goldfisch zu verwandeln und zwischen den

Wasserpflanzen herumzuschwimmen, mich zu verstecken und wieder aufzutauchen und die Riesenfiguren der Menschen am Rande des Beckens misstrauisch zu beobachten. Wenn ich mich so bemühe, vom Ich zum Du über die Brücke des „Tat twam asi“ zu gelangen, spüre ich das Glücksgefühl, das mir aus allen diesen Lebewesen entgegenströmt, die mich umgeben, das Gefühl der Geborgenheit, der Sicherheit, des Friedens. Und dann bilde ich mir ein, dass in irgendeiner mysteriösen Form dieses Gefühl eine Atmosphäre bildet, die hinausdringt aus der Enge der Insel und dem Leiden draußen entgegenwirkt, dass die Zufriedenheit und Friedlichkeit all derer, denen man geholfen hat, eine Ausstrahlung ausübt, die in die Kraftfelder der Aggressivität eindringt. So wie beim unmittelbaren Kontakt Gefühle der Liebe und des Hasses, des Zutrauens und der Angst, der Freude und der Trauer auf das Gegenüber einwirken und dort eine ähnliche Gefühlsreaktion hervorrufen, könnte sich doch auch ganz allgemein die Anhäufung positiver Gefühlselemente positiv und diejenige negativer Elemente negativ auswirken. Rilke hat das schöne Wort vom „Weltinnenraum“ geprägt: Was wissen wir von den Vorgängen in diesem unsichtbaren, allgegenwärtigen Raum, an dem alle Lebewesen teilhaben mit ihrem Innenleben, welches das im sichtbaren Raum sich abspielende Außenleben widerspiegelt und zugleich beeinflusst! Welche Ströme und Strömungen durchfließen diesen Raum, welche Spannungen und Entspannungen entstehen dort, welche Bindungen und Verbindungen zwischen den Lebewesen überbrücken darin nicht nur die räumliche, sondern auch die zeitliche Entfernung? Und spüren nicht die „sprachlosen“ Tiere diese Phänomene besser als wir, die wir sprachsüchtig und sprachabhängig geworden sind? Empfangen die „unbewusst“ lebenden Tiere nicht die Botschaften des Unbewussten unmittelbarer als wir, die wir unser Bewusstsein benutzen, um das Unbewusste zu verdrängen und zu leugnen? Können und sollten wir nicht auch in dieser Hinsicht von ihnen lernen, so wie sie uns in vielen anderen Bereichen Lehrmeister sein können und sollten? Insbesondere was die Meisterung des Lebens und des Sterbens angeht, die eben nicht im Meistern des Gegebenen, sondern in seiner Annahme und Aufnahme bestehen sollte, so wie es uns jedes Tier in seiner Weise zeigt.

## **DIE NATUR SCHREIT UM HILFE!**

Am Hafen von Puerto Montt ist eine Gebirgslandschaft entstanden. Haushoch türmen sich die Berge Hunderte von Metern lang, bis nach Angelmo. Alle zehn Minuten bringen große Lastwagen neues Material heran und schaffen es mühsam auf die Bergspitzen. Und mehrmals im Monat kommen Riesenschiffe mit der Flagge der aufgehenden Sonne und verschlingen einen Teil des Gebirges, um ihn jenseits des Ozeans abzuladen. Das Material, das die Berge an der See geschaffen hat, ist das Knochenmehl unserer gemordeten Naturwälder, «chips» genannt, d.h. Holzsplitter, «astillas». Der Reichtum und die Schönheit der «Region de los Lagos» werden erbarmungslos dahingemetzelt: rücksichtslos werden die wertvollen und lebenswichtigen Regenwälder unserer gemäßigten Zone kahlgeschlagen und in die Rachen der Zerstückelungsmaschinen geworfen, die sie unkenntlich machen und in Splitter verwandeln. Ein einziges Schiff lud vor kurzem 49.000 Tonnen dieser «chips»: der traurige Rest von Tausenden von Hektar vielgestaltigen Waldes, von Coigüe und Canelo, Ulmo und Rauli, Manio und Avellano, von Bäumen aller Arten, die Boden und Gewässer, Pflanzen- und Tierwelt, die Luft und das Klima erhielten und schützten und deren Holz, forstwirtschaftlich genutzt, eine ständige Quelle der Arbeit und des Gewinns war. Dort, wo sie standen, ist jetzt die Erde zerstampft und tot; der scheue Pudu und der seltene Carpintero Negro haben erneut einen Teil ihres Lebensraums verloren, Wind und Wetter können unbehindert das Zerstörungswerk der Erosion betreiben. Und das alles wofür? Für einen kurzlebigen Profit, der hier im Lande nur Wenigen zugute kommt. Ein volkswirtschaftlicher Wahnsinn, ein Verbrechen nicht nur der «lesa natura», sondern auch der «lesa patria». Und der Raubbau geht weiter und dehnt sich aus. Noch stehen an der Carretera Austral, in Chiloé Continental, ausgedehnte, reichhaltige Wälder, die der Landschaft eine einzigartige Schönheit verleihen. Aber die Söhne des Orients sind schon dabei, auch diese Wälder aufzukaufen und der Vernichtung preiszugeben. An die 100.000 Hektar sollen bereits in ihre Hände übergegangen und zum Tode durch Kahlschlag verurteilt

sein. Auf diese Weise wird die Vernichtung der chilenischen Naturwälder vollendet werden. Sie begann mit der Abholzung des Wälder in Nord- und Mittelchile zur Zeit der Kolonie und der frühen Republik, setzte sich fort mit der Verbrennung weiter Waldgebiete im Süden (u.a. derjenigen des einmaligen, riesigen Alercewaldes zwischen Puerto Veras und Puerto Montt) zum Zwecke der Kolonisation, machte große «Fortschritte» in unserem Jahrhundert mit dem Abbrennen von über einer Million Hektar Wald in Aysen durch die dorthin gesandten Kolonisten und fand ihre «Endlösung» in den jetzigen Tagen mit der zwar illegalen, jedoch geduldeten und sogar geförderten Abholzung der Naturwälder zur Anpflanzung von *Pinus radiata* und nun mit dem Todesstoß durch die Abgesandten des Landes der Samurai, die uns lächelnd und zahlend dahin gebracht haben, ökologisches Harakiri zu begehen.

Ist eine Rettung noch möglich? Nur, wenn unverzüglich alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um der Chips-Offensive Einhalt zu gebieten und die Bewahrung und rationelle Nutzung der einheimischen Wälder zu ermöglichen und zu fördern. Das bedeutet u.a.: a) dass keine ausländischen Investitionen mehr genehmigt werden, die das Fortbestehen der noch vorhandenen Naturwälder gefährden; b) dass die Corporacion Nacional Forestal (CONAF) nur solche «planes de manejo» der Naturwälder gutheisst, die eine forstwirtschaftlich und ökologisch gerechtfertigte Nutzung des Waldes gewährleisten; c) dass die Durchführung dieser «planes de manejo» von CONAF streng kontrolliert wird; d) dass das seit Jahren immer wieder hinausgeschobene Gesetz zur Förderung und Subventionierung der Erhaltung, und rationellen Nutzung der Naturwälder und der Aufforstung mit einheimischen Baumarten endlich verabschiedet wird; e) dass die Eigentümer der Naturwälder der Versuchung widerstehen, diese an die Kahlschläger zu verkaufen, und sich stattdessen organisieren, um ihre Wälder in ökonomisch und ökologisch vernünftiger Weise zu nutzen.

In dem der Politik der Regierung Patricio Aylwíns zugrunde liegenden Programm heißt es ausdrücklich, dass der Plünderung der Forstressourcen ein Ende gemacht werden muss. Damit die Regierung diesen Punkt ihres Programms erfüllen kann, ist es jedoch notwendig, dass die öffentliche Meinung sie hierin unterstützt und den nötigen Druck ausübt, um den Gegendruck der an dem Raubbau unserer Wälder interessierten Gruppen zu neutralisieren. Ministern und Parlamentariern sowie den zuständigen Behörden muss klargemacht werden, dass Chile den weiteren Ausverkauf seines unersetzlichen Naturwaldbestandes nicht zulassen wird und dass sie die Pflicht haben, dieses wertvolle Volksvermögen zu erhalten und zu fördern. Naturschutzorganisationen wie das Comitè Nacional pro Defensa de la Fauna y Flora (CODEFF) sind seit langem im Kampf für die Natur engagiert; es ist die Aufgabe jedes Einzelnen, sie in diesem Kampf zu unterstützen.

Unsere Natur schreit um Hilfe; nicht nur die Wilder, auch die Meere, die Flüsse und Seen, die Tier- und Pflanzenwelt des ganzen Landes stoßen diesen Hilfeschrei aus. Es ist an uns, ihn zu hören und zu helfen, soweit und soviel wir können.

## **EIN KLEINER HUND UND EIN PAAR MENSCHEN**

Dies ist eine Geschichte, die sich vor längerer Zeit zugetragen hat. Es ist eine wahre Geschichte, in allen ihren Einzelheiten. Sie steht hier so, wie ich sie damals niederschrieb.

In einem Neubau wohnte ein Arbeiter zur Bewachung. Er hatte eine kleine braun-weiße Hündin, die ihm dabei half. Eigentlich war sie die wirkliche Wächterin, besonders bei Nacht, denn da schlief ihr Herr. Eines Tages war der Bau fertig, und der Arbeiter zog fort. Die Hündin ließ er einfach zurück vor der Tür, sie und ihre fünf Jungen, die sie einen Monat vorher geworfen hatte...

Hier wäre die Geschichte schon zu Ende, denn der Hundefänger hätte die Hündin und ihre Kinder bald weggeschleppt, wenn nicht nebenan eine Frau gewohnt hätte, die sich der Verlassenen annahm. Die Frau hatte selbst sehr viel durchgemacht, sie war mehrmals dem Tode nahe gewesen, und sie wusste, was es heißt, von Gott und der Welt

verlassen zu sein. Deshalb hatte sie Mitleid mit der kleinen Hündin und nahm sie zu sich, mit ihren fünf Jungen. Aber leider wohnte sie in einer engen Wohnung und außerdem waren bei ihr schon drei andere Hunde und eine Katze untergebracht. So gab sie eins nach dem anderen die fünf Hündchen ab, und schließlich fand sie auch ein Heim für die Mutter, bei einem Nachbarn. Öfters ging sie dort vorbei und fragte nach dem Tier. Eines Tages wurde ihr geantwortet, die Hündin sei fortgelaufen. Die Frau konnte das nicht glauben und erkundigte sich eingehend. Schließlich rückte ein Kind mit der Sprache heraus: der Vater hätte gesagt, sie brauchten das Tier nicht mehr, und so wären sie dann hinausgefahren aufs Land, hätten die Hündin an einen Baum gebunden und sie dort gelassen. Die Frau fuhr sofort an die angegebene Stelle, draußen auf den Feldern vor der Stadt, aber natürlich fand sie das Tierchen nicht mehr. Als sie traurig zurückkam, sah sie das braun-weiße Etwas vor der Tür des Nachbarhauses sitzen. Den abgerissenen Strick hatte es noch um den Hals. Wieder nahm die Frau das Tier zu sich und suchte nach einem neuen Heim. Sie kannte ein Ehepaar, das einen alten Hund hatte. Dieses bat sie, die kleine Hündin bei sich aufzunehmen: sie selbst würde die ,Ernährung bezahlen. Das tat sie dann auch ein ganzes Jahr lang: jede Woche brachte sie den Leuten das Geld, Und der Hündin ging es recht gut. Schließlich starb der 'alte Hund, und das Ehepaar sagte, sie hätten das Tierchen lieb gewonnen und würden es von nun an selbst ernähren. So verbrachte die braun-weiße Hündin noch zwei Jahre bei ihren Pflegeeltern, und alle waren zufrieden. Am meisten natürlich die Frau, die glaubte, das Tier hätte nun endlich ein Heim gefunden. Aber dann kam eines guten, oder vielmehr eines schlechten Tages der Bruder der Pflegemutter zu Besuch. Er war 'Arzt und wohnte in einer entfernten Stadt. Es gefiel ihm gut bei seiner Schwester, nur die kleine Hündin konnte er nicht leiden. Er konnte überhaupt Hunde nicht ausstehen: sie seien zu nichts gut und störten nur, sagte er. Dann fuhr er wieder fort, aber nach ein paar Monaten kam ein Brief von ihm, in dem er schrieb, er hätte sich entschlossen umzusiedeln: er würde in der Stadt, wo seine Schwester wohnte, ein großes Haus kaufen und sie und ihren Mann zu sich nehmen, nur die Hündin müsste weg. Wörtlich schrieb er seiner Schwester: «Du musst Dich entscheiden, ob Du einen Bruder haben willst oder einen Hund. Wenn Du den Köter behältst, bin ich nicht mehr Dein Bruder.» Das Ehepaar war sehr betrübt, sie hatten die kleine Hündin wirklich gern, aber andererseits waren sie arm und der Bruder reich, und das Angebot war verlockend. So kamen sie denn zu der Frau und baten sie, das Tier zurückzunehmen. Was sollte die Frau tun? Sie nahm die Hündin und brachte sie in das Tierheim der Stadt. Sie war eine von den wenigen Leuten, die ständig dort hingingen und die Tiere betreuten. Sie tat für die kleine Hündin, was sie konnte; sie redete auch zu ihr und erklärte ihr, dass sie jetzt dort bleiben müsste und dass sie es gut haben würde. Das Tierchen schien zu verstehen und lebte dort ganz ruhig, einen Monat lang. Dann war sie plötzlich verschwunden. Zwei Tage später tauchte die frühere Pflegemutter im Tierheim auf und brachte die Hündin zurück; sie wäre am Abend vorher vor ihrer Haustür erschienen, der Bruder hätte einen großen Skandal gemacht und gedroht, das Tier zu erschießen. Nun wurde die kleine Hündin eingesperrt; sie bekam eine schöne Hütte und gutes Essen wie früher, aber um sie herum war ein hoher Drahtzaun. Trotzdem war sie eines Morgens wieder fort: mit ihren kleinen Zähnchen hatte sie in mühevoller Arbeit ein Loch in den Zaun gerissen. Die Frau ging sogleich in die Wohnung des Ehepaares, aber dort sagte man ihr, man hätte die Hündin nicht gesehen. Am nächsten Tage ging sie erneut hin und bekam dieselbe Antwort. Am dritten Tage wiederholte sich die Szene, aber dann sah sie, wie der früheren Pflegemutter die Tränen in die Augen traten. Und da erfuhr sie nun, was geschehen war: der Bruder hatte das Tier genommen und es dem Hundefänger gegeben, mit der Anweisung, es sofort zu töten. Das war nun schon drei Tage her, und die kleine Hündin war sicherlich schon umgebracht wurden; trotzdem fuhr die Frau sogleich hinaus zum Hundefänger. Es wurde ihr ganz schlecht, als sie die vielen Hunde sah, die dort auf den Tod warteten: alle schauten sie flehend an, alle wollten gerettet werden, und sie konnte doch nichts tun. Und da sah sie plötzlich in einem kleinen Käfig, ganz in einer Ecke, die braun-weiße Hündin. Aber sie war nicht allein: neben ihr saß noch eine Hündin, braun mit weißen Flecken... Ein kleines Wunder war geschehen: die andere Hündin war eingeliefert worden zur Beobachtung, weil sie einen Mann, der ihr einen Fußtritt versetzt hatte, gebissen hatte; irgendwie waren die beiden braunweißen Hündinnen zusammengekommen, und

man hatte nicht mehr gewusst, welche man töten und welche man beobachten sollte. So waren noch beide am Leben...

Die Frau musste noch sieben Tage warten, bis sie die kleine Hündin, natürlich gegen gute Bezahlung, frei bekommen konnte. Aber dann hatte sie nicht nur eine, sondern zwei braun-weiße Hündinnen; denn wie hätte sie die andere dort lassen können? - Seitdem sind nun schon einige Monate vergangen, die beiden kleinen Hündinnen leben im Tierheim, und keine von beiden hat daran gedacht fortzulaufen, obwohl sie beide frei herumspazieren. Das ist das zweite kleine Wunder... oder eigentlich ist auch alles gar kein Wunder, sondern nur eine ganz natürliche Folge des Mitleids, das hier ein Mensch gehabt hat mit der hilflosen Kreatur. Aber ist nicht im Grunde dieses Mitleid, dieses tätige Mitleid, ein wirkliches Wunder in unserer oft so unbarmherzigen Zeit?

## DER WEG ZUM FRIEDEN

«Ein wenig Bescheidenheit» war Überschrift und Botschaft eines Artikels, den ich vor über zehn Jahren veröffentlichte. Er bezog sich auf die menschliche Anmaßung, dass die ganze Welt der Natur nur unsere eigene Umwelt sei, deren einziger Sinn und Zweck darin bestehe, uns zu dienen. Ich legte dar, dass die Herausforderung der Zukunft uns notwendigerweise zwingt, unsere Einstellung zu ändern; dass wir vor dem Dilemma stehen, entweder die natürliche Welt bis in ihre Wurzeln zu vernichten oder aber zu retten, was noch von ihr übrig ist, und ihr zu erlauben, sich zu erholen; dass wir die unumgängliche Verantwortung tragen, uns für letzteren Weg zu entscheiden, da wir nur die Macht der Zerstörung und nicht diejenige der Erschaffung des Lebens besitzen; dass wir dazu unsere Augen und Sinne dem lebendigen Weltall gegenüber öffnen müssen, von dem wir nur ein Teil sind, um die Natur zu erfassen und zu verstehen, nicht als etwas, das uns gehört, sondern als etwas, zu dem wir gehören, zusammen mit allen anderen Wesen, die der Gabe des Lebens teilhaftig sind; und dass zu diesem Zweck vor allem ein wenig Bescheidenheit not tut. Ich erinnerte daran, dass für die Alten die schwerste Sünde der Menschheit die «Hybris» war, der maßlose Hochmut, der den Menschen sich den Göttern gleichstellen ließ und ihn dadurch am Ende ins Verderben stieß, da die Götter diese Anmaßung nicht verziehen, ebenso wie die Natur sie uns jetzt nicht verzeihen wird und uns jeden Schlag, den wir ihr zufügen, vervielfacht zurückgeben wird: wo die Natur stirbt, sterben auch wir.

Ich kann diese Botschaft heute nur wiederholen, wenn ich daran denke, welche Fähigkeiten der heutigen Jugend vonnöten sind, um den Forderungen des 21. Jahrhunderts gerecht zu werden. Es unterliegt mir keinem Zweifel, dass die dringendste dieser Forderungen darin besteht zu erreichen, dass unser Planet in den Genuss eines vollständigen, wahrhaften und dauerhaften Friedens kommt. Um sich diesem Ziel nähern zu können, benötigt unsere Jugend eine Fähigkeit des Verstehens der Welt, welche über die rein wissenschaftlich-technischen Fähigkeiten hinausgeht. Die Jugend muss lernen zu begreifen, worin die wirkliche Rolle des «Homo sapiens» in der Gesamtheit der Biosphäre besteht: in der Förderung der Eintracht und des Friedens und nicht der Zwietracht und des Krieges. Es genügt dazu nicht, dass der Mensch um den Frieden mit seinesgleichen bemüht ist; er muss sich auch bemühen, Frieden in seinen Beziehungen zu anderen Lebewesen und der gesamten Natur herzustellen und zu erhalten.

Der relative Friede, der heute zwischen den Nationen herrscht, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass allgemein ein Klima der Aggression und Gewalttätigkeit besteht, das von dem Lebensstil unserer Gesellschaft gefördert wird. Wir müssen uns darüber klar sein, dass dieser Zustand in unmittelbarer Beziehung zu dem Krieg steht, den wir gegen die Natur führen. Dieser Krieg wird von uns mit Gewalt ohnegleichen und mit allen den Waffen betrieben, die wir im Laufe unserer eigenen Kriege entwickelt haben. Alle Bemühungen, unserer radikalen Aggression gegen die natürliche Welt Einhalt zu gebieten, sind bisher fehlgeschlagen. Wie immer bedient sich die Kriegspropaganda einer Reihe von Losungen, deren Sinn verdreht wird; in diesem Falle sind es Schlagworte wie «Fortschritt» und «Entwicklung», welche die Unterjochung und Vernichtung der Natur

rechtfertigen sollen. Nur wenn wir diesen Begriffen ihre wirkliche Bedeutung wiedergeben, die nicht die Idee einer tyrannischen Beherrschung und einer verantwortungslosen Plünderung der Natur beinhaltet, sondern diejenige einer harmonischen Beziehung und einer rücksichtsvollen Zusammenarbeit mit ihr, nur dann besteht Hoffnung, den Lebensstil der Aggressivität durch den der Friedfertigkeit zu ersetzen, der Mensch und Natur in gleichem Maße zugute kommt.

Es gibt eine hervorragende Persönlichkeit unserer Zeit, die uns helfen kann, diesen Weg zu einem wahrhaften Frieden zu beschreiten. Es ist kein anderer als Albert Schweitzer, dessen Leben und Lehre heute ebenso vorbildlich sind wie gestern und es auch noch im kommenden Jahrhundert sein werden. Die eingehende Kenntnis seines Werkes und seiner Werke ist etwas, das wir nicht unterlassen dürfen, der heutigen Jugend auf ihren Lebensweg mitzugeben. Es wird sie in den Stand setzen, nach geistigen und ethischen Grundsätzen zu handeln, welche auf schrankenlosem Verstehen und Mitgefühl, auf elementarer Sensibilität und Solidarität allem Lebenden gegenüber beruhen. Es wird ihr die Möglichkeit geben, sich gegen die «Hybris», die maßlose Überheblichkeit zu wappnen, welche die Errungenschaften der Wissenschaft und Technik leicht hervorrufen, und sich statt dessen etwas von der wahren Bescheidenheit anzueignen, die Schweitzers Persönlichkeit auszeichnet. In einer Welt, in der die krebsartig wuchernde Technosphäre dabei ist, die Biosphäre und alles, was in ihr lebt, darunter auch den Menschen, zu erdrücken und zu zermalmen, müssen wir der Jugend dringend ans Herz legen, sich Albert Schweitzer als Vorbild zu nehmen, um zu versuchen, im Geiste seiner «Ehrfurcht vor dem Leben» einen dauerhaften Frieden mit der Natur zu schließen und damit ihr und auch der Menschheit das Überleben zu sichern.